

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Ther, Philipp

Die neue Ordnung auf dem alten Kontinent

Eine Geschichte des neoliberalen Europa

Aktualisierte Ausgabe

© Suhrkamp Verlag

suhrkamp taschenbuch 4663

978-3-518-46663-6

suhrkamp taschenbuch 4663

Als im November 1989 die Mauer fiel, begann ein Großexperiment kontinentalen Ausmaßes: Die ehemaligen Staaten des »Ostblocks« wurden binnen kurzer Zeit auf eine neoliberale Ordnung getrimmt und dem Regime der Privatisierung und Liberalisierung unterworfen. Diese Transformation brachte Gewinner und Verlierer hervor: Russland glitt in ein wirtschaftliches Chaos ab, auf dem Präsident Putin sein autoritäres Regime begründete, Länder wie Polen, Tschechien oder Ungarn erholten sich und sind heute Mitglieder der EU. Während Warschau und andere Hauptstädte sich zu Boomtowns entwickelten, verarmten ländliche Regionen.

In seinem »elektrisierenden Buch« (*Jens Bisky, SZ*) legt Philipp Ther eine umfassende zeithistorische Analyse der neuen Ordnung auf dem alten Kontinent vor – und zwar erstmals in gesamteuropäischer Perspektive. Er räumt mit einigen Mythen rund um »1989« auf und präsentiert eine erste Bilanz der neoliberalen Ordnung.

Philipp Ther, geboren 1967, ist Professor am Institut für Osteuropäische Geschichte der Universität Wien. Ther war zuvor unter anderem John F. Kennedy Fellow an der Harvard University und Professor am European University Institute in Florenz. Sein Buch *Ethnische Säuberungen im modernen Europa* wurde 2012 vom Börsenverein des Deutschen Buchhandels ausgezeichnet und in mehrere Sprachen übersetzt. Für *Die neue Ordnung auf dem alten Kontinent* wurde er mit dem Preis der Leipziger Buchmesse 2015 in der Kategorie Sachbuch/Essayistik ausgezeichnet.

Philipp Ther
**Die neue Ordnung
auf dem alten Kontinent**

Eine Geschichte
des neoliberalen Europa

Aktualisierte Ausgabe

Suhrkamp

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Erste Auflage 2016

© Suhrkamp Verlag Berlin 2016

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten,

insbesondere das der Übersetzung,

des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung

durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form

(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages

reproduziert oder unter Verwendung

elektronischer Systeme verarbeitet,

vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlagfoto: Przemysław Zacharuk

Umschlaggestaltung: Hermann Michels und Regina Göllner

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

ISBN 978-3-518-46663-6

Inhalt

1. Einleitung

Persönliche Vorbemerkungen 7 – Historisierung 17 – Ursprünge des Neoliberalismus 22 – Der Begriff der Transformation 26

2. Krisen und Reformdebatten der achtziger Jahre

Der Niedergang des Staatssozialismus 41 – Alternative Lesart des Kalten Krieges 45 – Die neoliberale Wende in West und Ost 47

3. Die Revolutionen von 1989 bis 1991

Ablauf und Reichweite der Revolutionen 58 – Erklärungsansätze 61 – Zentren und Akteure der Revolution 74 – Die »verhandelte« Revolution 79

4. Praxis und Nebenwirkungen des Neoliberalismus

Periodisierung der Transformation 86 – Transformationskrisen 89 – Systemimmanente Probleme 105 – Typologie der Reformresultate 112

5. Die zweite Welle des Neoliberalismus

Neoliberale Außendarstellung 123 – Die Flat-Tax-Systeme und der Populismus 125 – Humankapital 131 – Der neue Wohlstand 138 – Reiche Städte, armes Land 145 – Die Rolle der EU 158

6. Ostmitteleuropäische Metropolen im Vergleich

Äpfel und Birnen? Zu den Zielen des Vergleichs 176 – Die Ausgangsbasis 179 – Transformation von unten 183 – Die Gründerzeit 193 – Armes Berlin 201 – Boomtown Warschau 209 – Konvergenz der Metropolen 218

7. Bilanz nach der Krise

Ende des wirtschaftlichen Aufholprozesses? 229 – Der Verlauf der Krise 238 – Das Beispiel der Fremdwährungskredite 242 – Politische Reaktionen auf die Krise 248

8. Der Süden als neuer Osten

Dauer und Tiefe der Krise 257 – Migration als Ausweg 269 – Das Mental Mapping Europas 272

9. Kotransformation

Die Sozial- und Arbeitsmarktreformen in Deutschland 286 – Der Diskurs um die Zivilgesellschaft 298 – Die Politiker, die aus dem Osten kamen 305

10. Genutzte und verpasste Chancen

Die Partizipation an der Revolution 313 – Die Werte der Revolution 322 – Geburtswehen des vereinigten Europa 332 – Der Konflikt um die Ukraine 341 – Perspektiven nach dem Neoliberalismus 354

Anmerkungen 367

Ausgewählte Literatur 415

Bildnachweise 433

Dank 435

Orts- und Personenregister 437

1. Einleitung

Persönliche Vorbemerkungen

Der Ursprung dieses Buches liegt im Jahr 1977, in einem klimatisch und politisch sonnigen Sommer, als die erste Ölkrise überwunden war und sich die Entspannungspolitik in Europa ihrem Zenit näherte. Die Zeit der Ost-West-Konfrontation schien vorüber zu sein, die KSZE-Schlussakte von 1975 schuf Vertrauen, die Bundesregierung gab sich überzeugt, dass ein »Wandel durch Annäherung« möglich sei. Dieser politische Kontext trug dazu bei, dass sich meine Familie für eine Sommerreise in den »Ostblock« entschied. Dieses Wort sprach man bei uns zu Hause trotz der Détente mit einem furchtsamen Unterton aus. Der »Osten« stand für den Kommunismus, der »Block« für die Abgeschlossenheit und die militärische Bedrohung. Daher war der Reiseplan wie folgt: Erst einmal nach Ungarn, das Land galt als die »fröhliche Baracke« des Ostblocks, dann nach Polen und als letzte Stationen das Riesengebirge und Verwandte in Prag. Der Auftakt der Reise verlief gut, an der österreichisch-ungarischen Grenze hing kein »Eiserner Vorhang«, die Grenzer grüßten freundlich, außerdem war man damals Pass- und Zollkontrollen auch innerhalb des Westens gewohnt. Budapest war im Nu erreicht, die Donau glitzerte, und das abends verzehrte Gulasch, das der ungarischen Variante des Kommunismus seinen Namen gab, schmeckte besser als daheim in der noch fad würzenden Bundesrepublik.

Das erste Erlebnis, das auf das Jahr 1989, den Zusammenbruch des Ostblocks, und die nachfolgende Transformation verwies, stellte sich nach Einbruch der Dunkelheit auf dem großen Campingplatz von Budapest ein. Am Eingangstor gab es zwei Schalter und zwei Menschenschlangen, eine lange und eine kurze. In der langen Schlange, die sich nicht bewegte, warteten Deutsche, die einen ungewohnten Dialekt sprachen, mit leeren Händen dastanden und böse dreinblickten. In der kurzen Schlange daneben standen ebenfalls Deutsche. Sie waren aber so angezogen wie wir und hielten

D-Mark-Scheine in den Händen. Mir war es als Teenager peinlich, an der Hand des Vaters die lange Schlange zu überholen. Ich bekam erklärt, dass man in unserer Schlange mit D-Mark zahlt und dafür sofort einen Standplatz für Zelt und Auto erhält, während die Menschen in der anderen Schlange mit ihren Ost-Mark so lange warten mussten, bis sich kurz vor der Schließzeit herausstellen würde, ob noch Plätze frei sind. Ich fragte meinen Vater empört, wie das denn sein könne, die Länder im Ostblock seien doch befreundet (so hatte mir das die böhmische Oma erklärt, stets mit warnendem Unterton vor »den Russen«). Mein Vater antwortete, die kommunistischen Länder litten unter Devisenmangel, deswegen seien sie scharf auf die D-Mark für den Zeltplatz und knöpften uns diesen Zwangsumtausch ab, jeden Tag 25 Mark, Kopfgeld sozusagen. Ich schlug vor, den Ostdeutschen in der langen Schlange ein paar D-Mark zu geben, wir könnten sie doch tauschen wie Schillinge in Österreich. Es folgte eine weitere Diskussion darüber, später auch mit den Zeltnachbarn aus Karl-Marx-Stadt, wieso man im Ostblock nur auf der Bank Geld wechseln darf und was ein offizieller Umtauschkurs ist.

Der Abend auf dem Campingplatz von Budapest war wie ein Crashkurs in internationaler Ökonomie: Ostwährung, Westwährung, Devisen, Exporte, Importe, Auslandsschulden, Devisenknappheit, Zwangsumtausch, offizieller Umtauschkurs und – gewissermaßen als »Ökonomie von unten« – inoffizieller Umtauschkurs, Schwarzmarkt. Die offensichtliche Ungerechtigkeit mit den beiden Schlangen und die bösen Blicke derer, die sich die Beine in den Bauch standen und im ungünstigen Fall im Auto schlafen mussten, ließ mir keine Ruhe. Eine Woche später, nach langer Wartezeit und Kontrollen an der ungarisch-slowakischen und dann der tschechisch-polnischen Grenze, die gar nicht zum offiziellen Bild der sozialistischen Völkerfreundschaft passen wollten, folgte in Krakau die Möglichkeit, das neu erworbene ökonomische Wissen anzuwenden. Die polnischen Freunde, die wir einen Sommer zuvor als Autostopper auf ihrer ersten Westreise – auch das war eine Folge der Entspannungspolitik – kennengelernt hatten, wollten von uns D-Mark kaufen. Sie verwiesen auf die steigenden Preise, die leeren Läden und den fallenden Wert ihrer Währung. Es war klar, dass in Polen

vor allem D-Mark und Dollar zählten und nicht der einheimische Złoty. In den marktwirtschaftlichen Kompetenzen einfacher Bürger lag ganz im Kleinen eine der Wurzeln des Erfolgs der »polnischen Wirtschaft« ab den neunziger Jahren, doch auf dieser Reise ahnte natürlich niemand, dass der Ostblock je zusammenbrechen würde.

Im fallenden Schwarzmarktkurs des Złoty zeichneten sich 1977 die massiven ökonomischen Probleme der Volksrepublik Polen ab. Wie man seit der Öffnung der Archive genauer weiß, begann damals eine fünf Jahre dauernde Talfahrt der polnischen Wirtschaft.¹ Die erhoffte Modernisierung durch Technologieimporte war gescheitert und hinterließ Schulden im Westen, die das Land kaum abbezahlen konnte. Für mich als Teenager war die aufkommende Inflation, die es in der Planwirtschaft eigentlich gar nicht geben durfte, kein Nachteil, ganz im Gegenteil. Für meine fünf Mark gespartes Taschengeld bekam ich von der Gastfamilie mehr als dreimal so viele Złoty wie mein Vater auf der Bank zum offiziellen Umtauschkurs. Für die Alu-münzen und den Stapel Scheine, die so dünn und knittrig in der Hand lagen wie Monopoly-Geld, konnte ich mir eine Woche lang unbegrenzt Eis kaufen und Postkarten an alle Freunde schicken. Seltsamerweise gab es keine Kugelschreiber oder Tintenpatronen. Ohne es zu wissen, war ich in Polen »Devisenausländer« geworden und nahm damit eine privilegierte Position ein. Doch dieser Genuss im real existierenden Sozialismus war nicht ungetrübt. Ich bekam rasch mit, dass sich die einheimischen Jugendlichen kein Eis leisten konnten, von Jeans oder Turnschuhen ganz zu schweigen. Außerdem musste man in Krakau zwar nicht für einen Campingplatz anstehen wie in Budapest, aber für Fleisch, Zucker, Schlagsahne und andere Dinge, die für uns »Westler« völlig selbstverständlich waren.

In unserem dritten Reiseland, der Tschechoslowakei, gab es diese Art der Mangelwirtschaft nicht. Die Verwandten in Prag fuhren einen neuen Škoda, wohnten in einem modernen Einfamilienhaus am Hochufer der Moldau und besaßen eine großzügige Datsche mit Badestelle. Höher war der Lebensstandard unserer sechsköpfigen westdeutschen Familie auch nicht. Aber der Großonkel und sein Sohn beschwerten sich hinter verschlossener Tür über die politische Lage. Sie fanden die »Normalisierung« nach der Niederschlagung des Pra-

ger Frühlings unerträglich und schilderten anhand eigener Erfahrungen die Ineffizienz der Großbetriebe, in denen sie als Ingenieure tätig waren. Der wachsende technische Rückstand ihres Landes war ihnen bewusst und traf ihren beruflichen und nationalen Stolz. Außerdem war die Überwachung an den symbolischen Orten der Prager Innenstadt, zum Beispiel dort, wo sich im Januar 1969 der Student Jan Palach aus Protest gegen den Einmarsch der Warschauer-Pakt-Staaten in die Tschechoslowakei verbrannt hatte, so drückend, dass dies jedem halbwegs aufmerksamen Besucher auffiel.

Doch es gab einige Menschen, die nicht resignierten, im Osten die mutigen Dissidenten, im Westen unter anderem unser Schuldirektor, der aus Prag stammte. Er organisierte nach der Niederschlagung der *Solidarność* im Herbst 1981 den massenhaften Versand von Lebensmittelpaketen nach Polen. Nach einer Verhaftungswelle gegen Dissidenten der *Charta 77* schickten wir geistiges Frachtgut in die Tschechoslowakei, Bücherpakete mit verbotener Literatur – von uns Schülern gesammelt und eingepackt. Die Länder jenseits der Blockgrenze waren also, anders als es der tschechische Schriftsteller Milan Kundera 1983 in seinem einflussreichen Essay über die »Tragödie Zentraleuropas« beklagte, nicht ganz vergessen.² Wichtiger aber als diese westlichen Zuwendungen war, historisch betrachtet, dass der Ostblock an den Westen heranrückte. Immer mehr Polen, Ungarn, Tschechen lernten seit der *Détente* das westliche Europa kennen, sei es als Touristen wie die Krakauer Freunde, als Saisonarbeiter in der Landwirtschaft oder als offizielle Geschäftspartner.

Die staatlichen Wirtschaftsexperten des Ostens beobachteten auch die damaligen wirtschaftlichen Probleme des Westens aufmerksam, die steigende Geldentwertung und Arbeitslosigkeit und die immer höheren Defizite in den Staatshaushalten, die wiederum die Inflation anheizten. Die späteren Reformpolitiker Václav Klaus und Leszek Balcerowicz registrierten den internationalen Paradigmenwechsel in der Wirtschaftspolitik vom Keynesianismus, der allgemein als gescheitert galt, zum Monetarismus, zur Steuerung der Wirtschaft über die Geldmenge, über die wiederum unabhängige Zentralbanken wachten. Infolge der Wahlsiege von Margaret Thatcher und Ronald Reagan wurden die Privatisierung von Staatsunter-

nehmen, die Liberalisierung zuvor ziemlich strikt regulierter Branchen (wie zum Beispiel der Finanzwirtschaft) und ganz allgemein die Zurückdrängung des Staates aus der Wirtschaft zum Regierungsprogramm Großbritanniens und der USA. Von diesen neoliberalen Einflüssen war in Kontinentaleuropa zunächst wenig zu spüren, aber auch die sozialdemokratisch regierten Länder diskutierten, ob der Staat mit seinen vielen Sozialleistungen nicht überfordert sei.

Wenngleich sich nach der erneuten Rezession Anfang der achtziger Jahre in allen westlichen Ländern ein wachsendes Krisenbewusstsein breitmachte, waren die Probleme des planwirtschaftlich organisierten Ostblocks offensichtlicher und fundamental. Die ständigen Versorgungsengpässe, die unübersehbaren Ungerechtigkeiten und der wachsende wirtschaftliche Rückstand gegenüber dem Westen gehören zu den Ursachen, wegen derer der Kommunismus als Ideologie und der Staatssozialismus als dessen Umsetzung scheiterten. Doch niemand erahnte vor 1989 das nahende Ende, weder die Osteuropaexperten, die in diesem Buch eine tragende Rolle spielen werden, noch die Freunde und Bekannten im Ostblock, die im Laufe der achtziger Jahre auf weiteren Reisen hinzukamen. Waffeleis spielte nun keine Rolle mehr, dafür aber der lukrative Tausch und Verkauf von Nylonstrumpfhosen und Musikkassetten, die dem inzwischen zum Studenten herangewachsenen Autor unbeschwerte »Ost-Urlaube« voller interessanter Gespräche ermöglichten. Noch im Sommer 1989 gingen die westlichen Sowjetologen fast ausnahmslos vom Fortbestand des Ostblocks und der Sowjetunion aus. Man kann diese Ahnungslosigkeit mit der »wisdom of hindsight«, dem Nachwissen des Historikers kritisieren. Intellektuell befriedigender ist es jedoch, sich in die Vergangenheit zurückzusetzen und jeder Epoche ein offenes Ende zuzugestehen. Gerade deshalb bedarf es einer Erklärung, warum die alte Ordnung in den Jahren 1989-91 so plötzlich kollabierte und welche Folgen dies auf globaler Ebene hatte.

Wie sehr es politisch gährte, zeigte sich sogar in der mit harter Hand regierten Tschechoslowakei. Bei einer der vielen Reisen, dieses Mal zum 1. Mai 1989, löste sich aus der offiziellen Kundgebung auf dem Prager Wenzelsplatz eine Gegendemonstration und rief regime-

kritische Slogans. Ehe die Sicherheitskräfte eingreifen konnten, hatten sich die Demonstranten wieder hinter die roten Fahnen und die Banner von Marx, Engels und Lenin eingereiht. Am selben Abend kam es zu schweren Krawallen. Die Polizeigewalt bestärkte die Opposition jedoch in ihrer Strategie der Gewaltlosigkeit. Deren Erfolg zeigte sich im Herbst in Prag, analog dazu in Leipzig und Ost-Berlin. Zwar waren die Zentren der großen Städte voll mit Polizei, Milizionären und Geheimpolizisten, die man oft an ihren Lederjacken und aufgedunsenen Gesichtern erkannte, aber mehrere hunderttausend Demonstranten konnte man weder niederknüppeln noch verhaften. Die Macht der Masse hatte in jenem Herbst vor 25 Jahren eine unwiderstehliche Sogwirkung.

Doch Anfang November wussten die Demonstranten auf dem Prager Wenzelsplatz (Václavské náměstí) und ihr Zaungast aus dem Westen nicht, ob all die Uniformierten und Lederjackenträger klein beigegeben würden. Die allgemeine Anspannung verband Tausende von Menschen, die sich vorher nie gesehen hatten. Entsprechend groß war die kollektive Erleichterung und Freude, als Ende November alles gut ausgegangen war. Es herrschte ein Gefühl wie auf einer Abiturfeier, der Test ist bestanden, die alten Autoritäten haben nichts mehr zu sagen, die Welt steht uns offen, alles ist möglich.³

Auf den Rausch folgte die Ernüchterung. Besonders spürbar war das im Winter 1989/90 in Berlin, eine Reisestation nach dem Umsturz in Prag. Die West-Berliner klagten über die Massen aus dem Osten, die mit ihren stinkenden Autos die Straßen verstopften und die Supermärkte leerkauften. Auf einmal mussten die West-Berliner selber Schlange stehen, eine ungewohnte Erfahrung. Die postkommunistischen Gesellschaften bekamen bald ganz andere Probleme. In Polen vernichtete die Hyperinflation sämtliche Ersparnisse in Złoty und drückte die realen Gehälter – real war vor allem der Gegenwert in Valuten – auf weniger als hundert Mark im Monat. Die Tschechoslowakei befand sich wegen ihrer geringen Auslandsschulden in einer besseren Ausgangslage und zögerte mit radikalen Reformen. Doch die Streichung der Subventionen für Lebensmittel ließ die Preise für Milchprodukte und Gemüse um fast die Hälfte, für Brot um ein Drittel nach oben schnellen.⁴ In der DDR stellten

Hunderte von Fabriken den Betrieb ein und entließen ihre Belegschaften. Diese wirtschaftliche Misere führte nicht zu einem »Dritten Weg« zwischen Kapitalismus und Sozialismus, wie ihn einige ehemalige Dissidenten forderten. Der Sozialismus war als Begriff und System 1990 zu unpopulär, um damit Wahlen zu gewinnen oder Kredite aus dem Westen zu erhalten.

Aufgrund der politischen und ökonomischen Dynamik des Umbruchs setzte sich Anfang der neunziger Jahre in fast allen postkommunistischen Staaten eine neoliberale Wirtschaftspolitik durch. Die Gesellschaften westlich der ehemaligen Mauergrenze waren sich der Tragweite dieses Paradigmenwechsels nicht bewusst oder wurden davor abgeschirmt, indem man vollmundig ankündigte, der Osten würde wie der Westen werden. Das steckte hinter der Formel der »blühenden Landschaften«, die Helmut Kohl geprägt hatte. Die sogenannten »Reformstaaten« lagen östlich des Eisernen Vorhangs, der in den Köpfen der Menschen noch nicht hochgezogen war. Der Begriff der »Transformation« blieb in der sozialwissenschaftlichen Forschung ebenfalls für die östliche Hälfte Europas reserviert. Damit suggerierten die westlichen Regierungen und Experten implizit, dass sich im Osten fast alles, dagegen im Westen fast nichts ändern müsse. Es handelte sich letztlich um ein Containment, eine Eindämmung der Revolutionen von 1989.

Wie sich die »Schocktherapie« im Osten auswirkte, konnte man derweil in Polen miterleben. Wieder ein Besuch bei den Krakauer Freunden aus der Zeit der Détente: Die Stadt liegt unter dem braunen, beißenden Dunst des Stahlwerks in Nowa Huta, doch die Menschen sind im Herbst 1991 froh, dass die Schornsteine rauchen, denn sonst gäbe es noch mehr Arbeitslose. Im Stadtzentrum sind abends nur drei Restaurants geöffnet, weil es sich niemand mehr leisten kann, essen zu gehen. In den Läden stehen viele Regale leer, nicht aufgrund des mangelnden Warenangebots wie vor 1989, sondern wegen fehlender Nachfrage. Fast niemand hat Geld, um sich etwas zu kaufen. Nur die Bauernmärkte florieren, weil man sich dort billig mit Zwiebeln, Kartoffeln und anderen Grundnahrungsmitteln eindecken kann. Ist das die versprochene neue Ordnung? Wohin sollen die Wirtschaftsreformen führen?

Ein letzter Zeitsprung, in die Jahre nach der EU-Erweiterung: Warschau, Krakau, Prag, Berlin-Friedrichstraße: überall Einkaufspaläste, Licht, auch spät in der Nacht eine dichte Geräuschkulisse, genährt vom unablässigen Autoverkehr, von Musik aus Bars und Geschäften. Ist man hier noch im Osten oder schon im Westen? Die Klanglandschaften sind dieselben, ebenso die optischen Reize. Der Eindruck verändert sich, wenn man über das Land zwischen den Metropolen fährt. In den Kleinstädten stehen Plattenbauten leer, Fabrikrüden zeugen von den sozialistischen Modernisierungsversuchen, auf den Dörfern gibt es viele alte Menschen, aber kaum Kinder und somit offenbar wenig Hoffnung für die Zukunft.

Diese Diskrepanz zwischen Wohlstand und Armut, Aufschwung und Stillstand, Stadt und Land ist kein Spezifikum des ehemaligen Ostblocks mehr. Wachsende regionale und soziale Unterschiede prägen Europa in West und Ost, viele Industriestädte im Ruhrgebiet sind heute so grau wie es einst der DDR nachgesagt wurde. Dabei haben sich die Staaten und Gesellschaften auf der westlichen Seite der früheren Blockgrenze in den letzten Jahren wirtschaftlich relativ gut entwickelt. Auch das hängt mit dem Thema dieses Buches zusammen: Die erweiterte Bundesrepublik, Österreich, Schweden und Finnland waren direkt von den Reformen und der damit entstehenden wirtschaftlichen Konkurrenz in Ostmitteleuropa betroffen. Sie mussten sich wirtschaftlich teilweise neu aufstellen und reformierten sich selbst. Man kann dies als »Kotransformation« bezeichnen. In den südeuropäischen Staaten war das Echo der Reformen hingegen schwächer.

Seit der 2010 ausgebrochenen Eurokrise gibt es einen neuen und gewollten Zusammenhang zwischen dem Osten und dem Süden Europas. Die Griechenland, Italien, Spanien und Portugal verordneten Reformen weisen Ähnlichkeiten mit den neoliberalen Einschnitten im postkommunistischen Europa auf, so zum Beispiel die Programme zur Personalreduktion im griechischen Staatsapparat oder die versuchten Privatisierungen in Italien und Spanien. Wird der Süden damit gewissermaßen zu einem neuen Osten? Was Dauer und Tiefe der Krise sowie ihre sozialen Folgen anbelangt, ist die Situation durchaus mit der im Ostmitteleuropa der neunziger

Jahre vergleichbar. Nur betreffen steigende Arbeitslosigkeit und Verarmung bislang primär die Jungen und nicht die ältere Generation wie nach 1989. Diese Unterschiede und Ähnlichkeiten motivieren dazu, dieses Buch bis in die jüngste Zeit reichen zu lassen.

Seit der Krise von 2008/09 (hier muss man eigentlich zwischen einer Finanz-, Budget- und Wirtschaftskrise unterscheiden) wird der Neoliberalismus offen hinterfragt. Eine polemische Abrechnung wäre jedoch fehl am Platz, denn der wirtschaftliche Umbruch im ehemaligen Ostblock bot viele Chancen, vor allem für die urbanen Zentren. Auf dem Land und in den Nachfolgestaaten der Sowjetunion (das Baltikum hat seitdem eine so spezielle Entwicklung genommen, dass es eigens und nicht als Teil des postsowjetischen Raums betrachtet wird) war die Lage schlechter.

Wegen dieser regionalen Unterschiede ist es nicht einfach, eine allgemeine Bilanz der neoliberalen Reformen in Europa zu ziehen. Zweifelsohne fällt diese heute jedoch anders aus als vor dem Ausbruch der Krise von 2008/2009. Während die postkommunistische Transformation vor einigen Jahren größtenteils als gelungen betrachtet wurde – darauf beruhte die Erweiterung der EU im Jahr 2004 –, sind Länder wie Lettland, Ungarn, Rumänien und Bulgarien seit 2008 wirtschaftlich und teilweise auch politisch ins Taumeln geraten. Das kann man ebenso für einige Dogmen des Neoliberalismus behaupten. Es gehörte zum Beispiel in den neunziger Jahren zu den Grundannahmen westlicher Experten, dass die Entwicklung von Marktwirtschaft und Demokratie miteinander verbunden sei und voneinander abhängen. Traf dies wirklich zu? Oder waren die »Schocktherapie« und andere neoliberale Einschnitte nicht unter anderem deshalb möglich, weil die postkommunistischen Demokratien sich erst festigen mussten und sich daher kaum organisierter Widerstand bilden konnte? Es gab selbstverständlich zahlreiche Unterstützer der neuen Ordnung. Die Menschen, die 1989 jung waren, hatten ungeahnte Aufstiegschancen und sie profitierten von den offenen Grenzen in Europa. Die damals über 40-Jährigen machten meist schlechtere Erfahrungen, weil sie nicht so einfach den Job wechseln konnten, familiär gebunden und damit weniger flexibel oder sogar direkt von sozialen Einschnitten und Entlassungen betroffen waren.

Das Stichwort der Erfahrung führt zur eigenen Positionsbestimmung, ein in den Sozial- und Geisteswissenschaften selten explizit gemachtes, aber eigentlich produktives Grundelement wissenschaftlichen Arbeitens. Die Zeitgeschichte steht unter dem Einfluss der Zeitzugehörigkeit derer, die sie schreiben. Insofern kann der Zeitzuge nicht der sprichwörtliche »Feind« des Historikers sein. Er hat sogar das Potenzial zum »Helferchen«, denn Erfahrungen im Kleinen ermöglichen einen anderen Blick auf größere Zusammenhänge und »conventional wisdoms«. Der zeitliche Abstand spielt dabei eine widersprüchliche Rolle. Einerseits lässt die Genauigkeit der Erinnerung nach, wenn Prozesse und Ereignisse länger zurückliegen (der Schwarzmarktkurs der tschechoslowakischen Krone im Jahr 1988 ist noch präsent, der Umrechnungskurs in die polnische »Speiseeis-Währung« aus dem Jahr 1977 dagegen vergessen), andererseits lassen sich manche Ereignisse und Prozesse mit wachsendem zeitlichen Abstand besser in einen weiteren Kontext einordnen und erklären. Bei zeitgenössischen Ereignissen ist der Historiker Chronist, wobei auch das ein Vorteil sein kann, zum Beispiel bei Oral-History-Interviews, die nur mit Mitlebenden geführt werden können.⁵ Die Chance liegt darin, das Wissen über länger und kürzer zurückliegende Veränderungen zu verbinden. Oft beruhen scheinbar neue Entwicklungen auf einem älteren, sich wiederholenden Muster.

Ein Beispiel: Wirtschaftliche Einschnitte und Reformen werden seit der jüngsten und in Europa noch nicht bewältigten Krise von 2008/09 sehr häufig mit dem Argument präsentiert, sie seien »notwendig«, »alternativlos« oder sogar »unausweichlich«. Wer Anfang der neunziger Jahre in Polen oder Tschechien gelebt und gearbeitet hat, kennt diese Formeln und die daran anschließenden öffentlichen Debatten – die hier übergreifend als Transformationsdiskurse bezeichnet werden. Damals wurden die Reformen mit ihren umfassenden sozialen Einschnitten ebenfalls auf diese Weise vermittelt. Es handelt sich mithin um eine rhetorische Figur, um eine bestimmte Politik oder konkrete Maßnahmen zu legitimieren und durchzusetzen. Diesen und anderen neoliberalen Transformationsdiskursen wird in diesem Buch viel Aufmerksamkeit gewidmet, weil sich durch solche Dechiffrierungen oft mehr erfahren lässt als durch Zehntel-

prozente in Wachstumsstatistiken oder andere quantitative Daten, die stets mit einem Schuss Skepsis zu betrachten sind.

Der Verlauf des Systemwandels seit den achtziger Jahren hing in hohem Maße davon ab, wie sich die Gesellschaften, sozialen Gruppen und einzelne Menschen auf die massiven Herausforderungen einstellten. Dies führt zum Topos der »Selbst-Transformation«, die sich nicht nur in Anpassungsleistungen erschöpft, sondern auch offenen oder versteckten Widerstand beinhalten kann. Seit 2008/09 lebt Europa – wenige glückselige Länder ausgenommen – mit der Erfahrung einer andauernden Krise, jedenfalls eines permanenten Krisenbewusstseins. Vielleicht sind die Erfahrungen aus den frühen neunziger Jahren nützlich, wenn es darum geht, wie man derartige Umbrüche meistern kann. Die »Helden« des vorliegenden Buches sind daher die Menschen, die es trotz eines Monatseinkommens von umgerechnet 100 bis 200 Euro und ohne Vermögen geschafft haben, den Alltag in einer sich rapide verändernden Umgebung zu bewältigen, ihre Familie zu unterstützen, an ihrer Zukunft zu bauen und daraus Lebensfreude zu ziehen. Diese Aufbruchsstimmung und ein optimistischer Blick in die Zukunft scheinen dem heutigen Europa fast völlig abhandengekommen zu sein.

Historisierung

Ab wann geht eine bestimmte Epoche in die Geschichte ein, ab wann gehört sie nicht länger zur »Gegenwart«, ab wann wird sie historisch? Trotz der klassischen Definition der Zeitgeschichte als »Epoche der Mitlebenden« kann auch der Tod ein Anhaltspunkt sein. Die frühen Protagonisten des Neoliberalismus, Margaret Thatcher und Ronald Reagan, sind ebenso verstorben wie ihr wirtschaftswissenschaftlicher Wegbereiter Milton Friedman. Auch die Reihen der Revolutionäre von 1989 lichten sich. Mit Václav Havel, Jiří Dienstbier, Bronisław Geremek und Tadeusz Mazowiecki sind in den vergangenen Jahren prominente Bürgerrechtler gestorben. Die Machthaber, die den Umbruch zugelassen haben, werden ebenfalls schon historisch. Michail Gorbatschow hat die achtzig überschritten, fast

alle früheren Reformkommunisten stehen im Rentenalter. Doch das unaufhaltsame Voranschreiten der Zeit betrifft nicht nur die Alten. Die einstige Jugend, die im Herbst 1989 die Straßen von Warschau, Budapest, Ost-Berlin, Prag und 1991 von Kyiv (so heißt die Stadt seit der Unabhängigkeit der Ukraine) und Moskau füllte, ist in die zweite Lebenshälfte eingetreten. Die Teilnahme an den Demonstrationen im Herbst 1989, der Jubel, als die Kommunisten abdankten, die Aufregung bei den ersten Wahlen wirken heute weit entfernt, nicht zuletzt wegen der massiven Veränderungen in den neunziger Jahren, die jeden der über 330 Millionen Bürger der postkommunistischen Staaten Europas und letztlich alle Europäer betrafen.

Gerade weil die aktive Erinnerung der damaligen Akteure stirbt oder verblasst, ist die Stunde der Geschichtspolitik gekommen. Bei den Jubiläumsfeierlichkeiten im Jahr 2009 zelebrierten die politischen Eliten in Deutschland und Europa die Zivilcourage von 1989 und die Errungenschaften der Freiheit und Demokratie. Symbolisch ließ man in Berlin noch einmal die Mauer in Form von Domino-Steinen einstürzen, die zuvor Künstler im Regierungsauftrag gestaltet hatten. Angela Merkel und ihre prominenten Gäste inszenierten das »Annus Mirabilis« als Gründungsakt des vereinigten Deutschland und des vereinigten Europa.⁶

Auch die wissenschaftlichen Diskussionen um die Ereignisse von 1989 und die anschließenden Reformen werden seit einigen Jahren im Stil einer historischen Debatte geführt. 2009 begann eine lebhaftere Auseinandersetzung darüber, ob es sich bei dem Umbruch zwanzig Jahre zuvor überhaupt um eine Revolution gehandelt hat. Eine zweite Debatte kreiste darum, welches Rezept der nachfolgenden »Transformation« erfolgreicher war, die »Schocktherapie« oder ein gradueller Umbau von Wirtschaft, Staat und Gesellschaft. Diese Fragen an die Geschichte sind auch deshalb aktuell geworden, weil die EU, der Internationale Währungsfonds (IWF, englisch IMF), die Weltbank und einheimische Experten im krisengeschüttelten Süden Europas seit einigen Jahren ein Repertoire von Reformen anwenden, das aus den postkommunistischen Staaten bekannt ist. Die Bundesrepublik wurde bereits ab 2001, unter der Regierung Schröder, »kotransformiert«.



Abb. 1: Fall der Berliner Mauer am 9. November 1989: feiernde Menschen in der Nähe des Brandenburger Tores.

Als Lehrender an der Universität spürt man den Übergang eines Themas von der Gegenwart in die Geschichte außerdem an den Lebensläufen und Fragen der Studierenden. Die meisten von ihnen wurden bereits nach 1989 geboren. Dass es einmal eine Mauer, Selbstschussanlagen, Hunderttausende von Geheimdienstspitzeln und ein mit der Demokratie konkurrierendes System gab, ist nicht mehr präsent. Obwohl die anschließende neoliberale Transformation die Lebenswelten im heutigen Europa auf vielfältige Weise prägt – man denke nur an die Reisefreiheit, die offenen Grenzen, den nochmals gewachsenen, aber ungleich verteilten Wohlstand und die härtere wirtschaftliche Konkurrenz in fast allen Lebensbereichen –, steht die historische Forschung zu dieser Epoche noch am Anfang.

Das vorliegende Buch nähert sich dem neoliberalen Europa zunächst chronologisch. Nach dieser Einführung geht es in Kapitel 2 um die Voraussetzungen des Umbruchs, allen voran die Reformdebatten in Ost- und Westeuropa in den achtziger Jahren. Dementsprechend werden neben der Analyse von Expertendiskursen vor allem Medien als Quellen genutzt. Die These ist dabei, dass die

Verknüpfung dieser Debatten, das Scheitern der graduellen Reformen im Ostblock und das Ende der östlichen Systemkonkurrenz eine Hegemonie des Neoliberalismus zur Folge hatten. Der spezifische Verlauf des Kalten Krieges in Europa und dessen Beilegung bedürfen somit einer eigenen, kritischen Betrachtung. Bezüglich der Umwälzungen in den Jahren 1989–91 geht es darum, die Revolutionen begrifflich näher zu bestimmen und zu erklären (vgl. dazu Kapitel 3). Der nächste Schwerpunkt liegt auf dem Verlauf und den Resultaten der Transformation – ein Begriff, der meist im Singular steht, obwohl sich die Entwicklungspfade der postkommunistischen Länder erheblich unterscheiden. Dies kann angesichts der Größe des Raumes, der unterschiedlichen Dauer und Ausprägung der kommunistischen Herrschaft und der noch weiter zurückliegenden Vorgeschichte der einzelnen Gesellschaften nicht verwundern. Dennoch wird der Raum, den man im Kalten Krieg als »Ostblock« bezeichnete, in der Geschichtswissenschaft und den Sozialwissenschaften immer noch häufig als eine Einheit betrachtet.

Im vierten Kapitel des vorliegenden Buches geht es um die wachsenden Unterschiede *innerhalb* der postkommunistischen Länder einschließlich der ehemaligen DDR infolge der neuen, neoliberalen Ordnung.⁷ Zwischen den wirtschaftlichen Wachstumskernen und den im Zuge der Reformen abgehängten ländlichen Regionen liegen sprichwörtliche Welten, ein Thema, das hier unter der Formel »Reiche Städte, armes Land« behandelt wird. Um diese Unterschiede zu erfassen, reicht es im Prinzip sogar noch heute aus, von Berlin, Warschau oder Budapest aus fünfzig Kilometer weit aufs Land zu fahren. Der Augenschein kann jedoch irreführend sein und verblasst im Zug der Zeit. Daher wurde für das vorliegende Buch umfangreiches statistisches Material recherchiert (unter anderem von der EU-Statistikbehörde Eurostat, der Weltbank, der OECD, des IWF, diversen Regierungsbehörden und Nationalbanken). Aus Platzgründen werden die Datenbanken im Literaturverzeichnis nicht noch einmal eigens aufgeführt. Sie sind jedoch selbstverständlich in den Endnoten dokumentiert, in der Regel mit Stichwörtern, die weitere Recherchen im Internet erleichtern sollen.⁸ Oft stellten sich die Recherchen als ziemlich aufwendig heraus, weil die Daten auf ver-